

nagogen an allen größeren Orten, und endlich 5. die Hebung des Ansehens der Priester und Schriftgelehrten. Mit einem Wort: Ibn Hazm trennt wie unsere Forscher das vorexilische Israelitentum scharf vom späteren Judentum und kennzeichnet seine charakteristischen Merkmale; nur entstand nach seiner Darstellung dieses Judentum nicht im Exil, sondern in der Makkabäerzeit.

Bauer, Natur und Religion.

Von Geh. Rat Prof. Dr Franz Walter, München.

Nach einer heute noch nicht völlig überwundenen Ansicht kennt das Christentum keine Naturfreude. Die Aszese, die es predige und seinen Anhängern zur Pflicht mache, erblicke in der ganzen Natur nur Sündenfluch und Sündenlust, verteufle die Natur und lehre sie als Reich des Fürsten dieser Welt fliehen. Wer sich etwas mit dem schönen Thema „Naturfreude“ beschäftigt, wird gewahr, daß mit besonderer Vorliebe dem *christlichen Mittelalter Sinn und Gefühl für die Natur* abgesprochen wird. Die Naturfreude, das Verständnis für die Schönheiten der Natur, sei eine moderne Errungenschaft, die dem siegreichen Vordringen des naturwissenschaftlichen Geistes, der Ausdehnung und Befestigung der Herrschaft des modernen Menschen in der Natur zu danken sei. Damit steht freilich einigermaßen in Widerspruch, wenn die Modernen sich von der lieblichen, herzlichen Naivität, die aus dem Verkehr der mittelalterlichen Mystiker, besonders eines heiligen Franz von Assisi spricht, angezogen fühlen trotz des weiten Abstandes der Zeit, der Verschiedenheit der Kultur und des Gegensatzes der Weltanschauung zwischen Mittelalter und Gegenwart. Das Mittelalter beweist geradezu, daß die Naturfreude ein Element des christlich-katholischen Lebens bildet. Unsere Vorfahren lebten trotz ihrer geringeren wissenschaftlichen Naturerkenntnis noch weit inniger am Herzen der Natur als wir. Es war allerdings nicht das Verhältnis, in welchem wir heute zur Natur stehen, sondern das froher, naiver Kinder, die an der Brust der Mutter ruhen und trotz mancher Anwandlung von Furcht sich immer wieder zu ihr hingezogen und eng verbunden fühlen — eine unreflektierte, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelte, selbstverständliche Hingabe. Das ganze Verhältnis zur Natur war beseelt von den Empfindungen,

mit denen das Kind zur Mutter emporblickt: Liebe, Ehrfurcht, Scheu — *persönliche* Beziehungen, und vielleicht immer mit einem leichten Einschlag des Sentimentalen, keine rein sachlich-praktischen. Die mittelalterliche Kultur war noch Waldkultur. Der Wald schattete überall herein. Die Natur und ihre Elemente, Luft und Wasser, Berg und Wald, Nacht und Gestirn — alles wurde personifiziert, beseelt oder mit Geisterwesen, mit Feen, Zwergen, Teufeln, abgeschiedenen Seelen bevölkert. Dabei war allerdings manches, was altheidnischem Aberglauben entstammte. Aber der Dämmerchein des Märchens, das Halbdunkel der Romantik lag über die ganze Natur gebreitet.

In das Schicksal, als empfindungs- und verständnislos für die Natur betrachtet zu werden, muß sich das *Bauerntum* mit dem Mittelalter teilen. Das eine ist so wenig wahr wie das andere. Beides liegt aber auf der gleichen Linie. In beiden Fällen ist der Grund für die Aberkennung des Naturgefühls in der Stellung zur Religion zu suchen: Das Mittelalter erlebte aus der Religion die Natur; der Bauer, der in vielen überkommenen, besonders religiösen Sitten und Bräuchen manches Erbe des Mittelalters hütet, wurzelt in seinem ganzen Leben immer noch tief im Grunde der Religion nach einem Wort des Kulturhistorikers Riehl: Der Bauernstand ist ein Schrein, worin viele Heiligtümer liegen.

Nach einem Worte des Sokrates ist der Ackerbau die Mutter aller übrigen Künste. Steht es wohl um ihn, dann blühen auch sie. Dann wird der Bauer wohl auch Sinn für die aus der Natur quellende Schönheit haben. Er lebt mit ihr in Arbeit und Erholung einfachen Sinnes dahin. Es ist nichts als billiger Spott, wenn man fragt, ob man sich den Bauern vorstellen könne, wie er sich an der Natur begeistert und von ihren Reizen schwärmt. Das wäre allerdings eine Karrikatur bäuerlichen Wesens. Aber es ist verkehrt, wenn man sich die Freude an der Natur nicht anders vorstellen kann, denn als einen mehr oder weniger lauten Enthusiasmus. Der Bauer ist kein Naturschwärmer wie der Großstädter. Er hat nicht das, was *wir* als Naturgefühl anzusprechen pflegen. Aber darin liegt kein berechtigter Grund, es ihm abzusprechen. Es ist ihm doch wohl und leicht zumute im grünen Feld und in wogender Saat. Er sehnt sich nach der langen Gefangenschaft des Winters wieder nach dem warmen Sonnenstrahl und nach der Arbeit im Freien in frischer Luft. Niemand ist froher über die Zunahme des Lichtes

als der Bauer und niemand begrüßt die steigende Wirkung der Sonne, ohne die all sein Arbeiten nichts fruchtet, verständnisvoller als er. Und ist nicht der ländlichen Jugend wohl ums Herz, wenn sie auf dem grünen Anger spielt und tollt und springt? Und hat nicht der Schulunterricht wertvolle Anknüpfungspunkte, die das Stadtkind vermissen läßt? Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn im neuen Deutschland die Landschule nach anderen Richtlinien aufgebaut werden soll als die städtische.

Für den Bauer ist der Wechsel von Tag und Nacht, der für den Großstädter grobenteils seine Bedeutung verloren hat, immer noch von Wichtigkeit. Es ist geradezu mit Händen zu greifen, wie *die Technik* unser Verhältnis zur Natur lockert. Einen Vorgang, der sich derart von selbst der Wahrnehmung aufdrängt, wie der Wechsel von Licht und Dunkelheit, läßt sie uns immer weniger fühlbar und bewußt werden. Wir werden dadurch gegenüber der Sonne und ihrem Einfluß auf unser Leben immer gleichgültiger. Wohl ist der Wechsel der Jahreszeiten zu einschneidend, als daß wir ihn übersehen könnten. Aber den täglichen Wechsel der Szenerie, wie er sich in Tag und Nacht kundgibt, sucht uns die Beleuchtungstechnik nahezu zu verschleiern. Innerhalb der letzten Jahrzehnte sind reißende Fortschritte gemacht worden, Nacht in Tag zu verwandeln. Es werde Licht! ruft die moderne Menschheit, Kienspan, Talgkerze, Öl- und Petroleumlampe, elektrisches Licht in fortwährender Vervollkommnung bezeichnen ebenso viele Stufen auf dem Wege, das Tageslicht nachzuahmen und die Nacht für menschliche Zwecke frei zu machen. Man hat schon gesagt, durch diese Erfindungen habe der führende Teil der heutigen Menschheit, die Stadtbevölkerung versucht, sich vor den Himmelseindrücken zu verstecken. Wir kümmern uns in den Großstädten fast gar nicht mehr darum, ob Voll- oder Neumond ist. Der Nachthimmel hat für uns fast nur noch eine dekorative Bedeutung.

Das größte Hindernis der Naturfreude ist der Materialismus. Wie er überhaupt die Seele leugnet, hat er auch die Natur entseelt. In dieser Hinsicht steht die moderne Naturauffassung im diametralen Gegensatz zur mittelalterlichen. Es sind nur mehr mechanisch-materielle Kräfte, physikalische Gesetze, mathematische Formeln, in welche das ganze Leben der Natur aufgelöst wird. Von einem intelligenten, nach Zwecken tätigen Wirken in ihr, von einem persönlichen Gott, der in seiner Allmacht und Weisheit die Welt schuf, will sie nichts wissen. Sie

spricht wohl viel von Gesetzen, weiß aber mit dem Begriff der Teleologie, der Zweckordnung, nichts anzufangen. Sie nimmt nur ungeheure Entwicklungszeiten an, innerhalb deren durch Zufall aus dem Chaos die Gesetze des Weltalls entstanden wären. Die ganze Natur wurde entgottet und damit ihrer Weihe beraubt. *Die Entgottung hat zur Entseelung der Natur geführt.* Die Eigenart des modernen Weltbildes ist durch die angewandte Naturwissenschaft, die *Technik*, bestimmt. Der Einblick, den diese eröffnet, gleicht dem Einblick in einen riesigen Fabrikraum, in dem tausend Räder schwirren und tausend Kolben arbeiten. Aber während hinter all den Maschinen der modernen Technik der Geist des Erfinders steht, der die Kräfte der Natur in seinen Willen spannte, schließt die moderne Naturbetrachtung diesen zweckstrebenden Geist aus. Und so entsteht der Eindruck der furchtbaren Öde, den der Ausschluß eines persönlichen Schöpfergeistes in das Naturbild hineinträgt. Die ungeheure, allen vorstellbaren Maßen spottende Ausdehnung des Weltraumes erdrückt das Gemüt. Ein solcher Eindruck stößt ab. Freude erblüht hieraus nicht. Diese Betrachtungsweise, die der Natur den Schöpfer raubt, ist der Tod aller Naturfreude. Unbefriedigend im höchsten Grade muß sie genannt werden. In der eisigen Atmosphäre der Geist- und Gemütlosigkeit erfriert diese zarte Blüte. Die wundersam beruhigende Macht des Glaubens ist eine Voraussetzung wahrer Freude an der Natur, die mehr ist als leichtes ästhetisches Genießen. Und immer bleibt dem ungläubigen Forscher trotz zahlreicher Einzelkenntnisse, die er gewinnt, der bittere Stachel des Zweifels, der unbefangene Naturfreude nicht aufkommen läßt.

Der Bauer ist, soweit nicht sein Charakter unter zersetzenden Zeiteinflüssen zu Schaden kommt, kein Materialist. Die Natur, in der er lebt und arbeitet, ist eine einzigartige Wegweiserin zum Gottesglauben. Alle in der großen freien Natur lebenden Menschen sind keine Materialisten, der Bauer, der Seemann, der Naturmensch. Nur da, wo die Menschen künstlich zusammengepreßt sind, verkrüppeln sie und verfallen erkünstelten Anschauungen. Darum hat der Bauer auch seinen gesunden, natürlichen, treffenden, urwüchsigen *Humor*. Dieser alte, treue Freund des Volksgemütes entzündet sich an der Natur und an dem Leben mit ihr. Warum haben einfache Menschen, Bauern, Jäger, Hirten, die oft in wilder Bergeinsamkeit bei karger, rauher Kost das halbe Leben

verbringen, meist einen so quellfrischen, herzlich lachenden Humor? Weil sie in und mit der Natur leben, in ihr Genügsamkeit gelernt und die goldene Lebensregel gewonnen haben: Auf Regen folgt Sonnenschein.

Es ist wohl richtig, daß der Bauer kein besonders verfeinertes, ästhetisch kultiviertes Naturgefühl besitzt. Dieses tritt in seiner Eigenart am klarsten hervor durch den Gegensatz zu dem des Städters. Jener reagiert anders auf Natureindrücke als dieser. Sein Naturgenuß unterscheidet sich von dem des Städters und des ästhetisch gebildeten Naturfreundes. Dieser schneidet sich aus den Umrissen der Landschaft, aus Licht und Schatten, aus Himmel und Erde ein Bild, ein in sich geschlossenes Ganzes heraus, das er bewundernd genießt. Sein Auge ist geübt, das Viele in der Einheit zu sehen und darüber das Mannigfaltige nicht zu verlieren. Freilich, der Bauer des Gebirges mag dem Genuß des Städters an seiner Heimat mit ihren Bergen ohne Verständnis gegenüberstehen. Er begreift seine Lust an den Mühen des Bergsteigens nicht. Aber er freut sich beim gemächlichen sonntäglichen Rundgang um die Felder des Gedeihens der Frucht seiner Arbeit. Er sieht weniger mit dem Auge des Ästhetikers als des Praktikers in die Natur hinein. Er rechnet vielleicht da, wo ein anderer schwärmt, und eine ausgiebige Regenzeit ist ihm unter Umständen lieber als leuchtender Sonnenschein, der seine Fluren versengt, und eine gute Wiese ist ihm unter Umständen lieber als eine prachtvolle Aussicht. Das verleitet uns leicht zu dem Glauben, daß er des Natursinnes bar ist. Für den Städter ist das Wetter nur dann ein Vergnügen, wenn es schön ist. Regen ist ihm nur dann für kurze Zeit erwünscht, wenn er in seinen sonnendurchglühten Mauern im Hochsommer nach Kühlung lechzt. Der Bauer aber weiß nach einem Worte Liebig's die himmlischen Gaben zu schätzen, „den belebenden Sonnenschein und den befruchtenden Regen, und wie hilflos ist er ohne sie“.

Der Bauer hat für die Beurteilung der landschaftlichen Schönheit einen eigenen, eben *seinen* Maßstab, die Fruchtbarkeit des Bodens. Und dazu ist er wohl berechtigt. Die Not des Lebens zwingt ihn dazu. Eine „müßige“ Bewunderung der Natur, d. h. eine solche, die von der Arbeit losgelöst ist, kennt er fast nicht. Er muß für sich und viele andere, die die Natur nur wegen ihrer Schönheit lieben, das Brot schaffen. Er muß an der Erfüllung der Bitte des Vaterunsers: Unser tägliches Brot gib uns heute, unmittelbar mitwirken. Aber darum ist er noch

nicht unempfindlich gegen die Pracht der Schöpfung. Aber was selbstverständlich ist, darüber braucht er nicht viele Worte zu verlieren. Dazu ist er zu wortkarg, vielleicht ist er sogar redefaul, weil es ihm schwer fällt, seine Gefühle in Worte zu fassen.

Man hat diese rechnerisch-praktische Seite des bäuerlichen Naturgefühls oft mißdeutet und als Beweis des völligen Mangels eines solchen aufgefaßt. Und doch besteht hier ein wesentlicher Unterschied zwischen Stadt und Land. Die moderne Naturbetrachtung ist die technisch-rationale. Ihr ist wesentlich die wissenschaftliche Forschung und die Richtung auf Gewinn. Die Technik unterjocht fortschreitend die Natur. Das entspricht auch dem Naturauftrag, den Gott den ersten Menschen erteilt hat. Aber — unsere Zeit weiß davon ein Lied zu singen — die Technik muß sich an die sittliche Ordnung gebunden erachten, wenn sie nicht der Gesellschaft zum Fluche werden soll. Daß der moderne Kapitalismus an der Natur wirklich Raubbau getrieben hat, der vor keiner Vernichtung eines ehrwürdigen, für ein höheres als dem Geldmachen geweihtes Leben unentbehrlichen Natur- und Kulturdenkmäler der Vergangenheit zurückschreckt und in die Erhabenheit der Natur mit roher Hand eingreift, beweist gerade die Tatsache, daß in der Gegenwart in allen Kulturländern Bewegungen entstehen, die auf den Schutz und die Erhaltung der landschaftlichen Schönheiten abzielen.

Auch der Natursinn des Bauers ist auf den Nutzen gerichtet. Innerhalb einer kapitalistischen Welt muß der Bauer fast wie ein Kaufmann rechnen und Gewinnmöglichkeiten erwägen. Er könnte sonst gar nicht mehr existieren. Aber er sieht doch nicht mit rein verstandesmäßig nüchternen Augen in die Schöpfung hinein. Sein Verhältnis zur Natur ist schon darum *kein bloß rechnerisches*, nur auf den Nutzen bedachtes, weil er sich stets der Abhängigkeit von höheren Kräften außer ihm bewußt ist: Er weiß, daß der Erfolg seiner Arbeit nicht zuletzt in seiner Macht steht, sondern des Segens von oben bedarf. Durch den religiösen Einschlag wird das Gewinnstreben des Bauers sich immer von dem des Kapitalisten unterscheiden. Dieses ist wesentlich rationell, will alles der Berechnung unterwerfen. Der Bauer wird immer wieder an den Urheber und Herrn der Naturkräfte erinnert. Er wird sich viel leichter zu einem Gott helf! oder Gott Dank! verstehen als der Mensch der Industrie. Sehr schön sagt ein Kenner des Bauernlebens:

„Ich würde nicht Zeit finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tages- und Jahreszeiten, vom Morgenrot des ersten Frühlingstages bis zum letzten Herbstabend, in all seinen Geschäften unaufhörlich umgeben“ (Josef Weigert). Der Bauer weiß, warum er sich an seinen Herrgott wendet, warum er überall in Feld und Flur das Kreuzbild aufstellt — zum großen Ärgernis moderner Heiden. „Das Kreuz an allen Wegen“, sagt der Maler Hans Thoma, „zeigt, wie tief die Lehre vom Kreuze im Herzen des Volkes wurzelt.“ Und ein Naturforscher vom Range eines Friedrich Ratzel bekennt: „Die Kirchlein und Kapellen auf Bergeshöhen, die Kreuze auf hohen Gipfeln bedeuten nicht bloß den Dank für überstandene Gefahr und die Bitte um Schutz in der Öde, sie versinnlichen auch ein Ringen der Seele nach der reinen Höhe und ein Danken für den Reichtum, der sich hier vor ihr ausbreitet. In ihnen gewinnt der die Herzen erhebende Idealismus der Gebirgslandschaft, den wir als Poesie empfinden, sein religiöses Symbol.“ Das Volksgemüt hat immer das Bedürfnis gefühlt, Naturfreude und Religion zu verbinden und sein religiöses Empfinden in der Natur ausströmen zu lassen. Die Weg- und Feldkreuze, die „Bildstöckeln“ und „Marterln“ vermögen in ihrer oft primitiven Kunst und geschmacklosen oder verwitterten Bemalung den Ästhetiker meist nicht zu befriedigen. Manche können nicht als würdige Repräsentanten des Heiligen gelten und würden besser durch andere, gute ersetzt. Aber abgesehen von solchen unwürdigen Darstellungen, fügt sich naive Volkskunst ungezwungen in den Rahmen der naiven Natur. Übrigens ist es wohl weniger das beleidigte ästhetische Gefühl, sondern Abneigung gegen alles Religiöse und Christliche, das ihre Beseitigung fordert. Aber das gläubige Gemüt fühlt sich ergriffen, wenn es im stillen Walde einer wenn auch künstlerisch unvollkommenen Darstellung des „Herrn im Elend“ begegnet. Es leuchtet ein Schimmer der Verklärung von dem Bilde der Erlösungstat über die Natur hin. Die modernen Heiden aber vergessen: Stat crux, dum volvitur orbis.

Die Religiosität des Landvolkes pflegt freilich der religiös indifferente Großstädter nicht hoch einzuschätzen. Sie ist nach seiner Auffassung vielfach bloße Gewohnheitssache und daher verflacht und rein äußerlich. Zweifellos spielt das Altgewohnte wie sonst im Bauernleben auch hier eine große Rolle. Aber Gott rüttelt den

Menschen auch zur rechten Zeit durch Unwetter, Mißwachs und sonstiges Unglück wieder aus seinem Schlendrian auf und erinnert ihn daran, was Beten eigentlich bedeutet. Dann aber gibt es auch eine Gewohnheit zum Guten. Gewohnheit im religiösen Leben *braucht* nichts rein Äußerliches zu sein, sondern kann ebensogut der innerlichen Religion nützen. Beim Bauern „ist das kirchliche Leben auch Lebensgewohnheit“ (Weigert). Wir dürfen nicht vergessen: Die Religion ist das einzige wirk-same Gegengewicht gegen das völlige Hinabsinken des Bauern auf die Stufe bloßer Erdgebundenheit. Sie zieht ihn immer wieder empor über die Scholle und ihre Hörigkeit und läßt ihn über der Arbeit an der Erde sein höheres Menschentum nicht aus den Augen verlieren.

Der Bauer kennt freilich kaum den Namen Naturgefühl oder Naturfreude. Aber daraus darf man nicht auf ihren völligen Mangel schließen. Wenn Carlyle einmal sagt, daß die Vaterlandsliebe dann am stärksten sei, wenn man kaum ihren Namen kenne, so gilt ein gleiches auch vom Naturgefühl. Aber der Bauer erlebt den lebendigen Zusammenhang mit der Natur, das Wirken der Elemente in *seiner* Weise. Er durchlebt den Lebensrhythmus der Natur im Gange der Jahreszeiten. Die lebendige Natur ist die Grundlage seiner Existenz. Sein Arbeiten und Ruhen ist unlösbar an die Schaffens- und Ruhezeiten der Natur gebunden. In gleichmäßigem Gang geht sein Leben dahin, aber trotz der Einförmigkeit kennt er keine Langweile. Das Leben mit der Natur bietet ihm zahllose Eindrücke, die den Geist erfrischen und das Gemüt beleben. „Der größte Genuß auf dem Lande ist die Natur“ (Weigert).

Geist und Gemüt bekommen ja nicht aus Büchern und Leihbibliotheken, wohl aber aus der großen Natur immer neue Nahrung: aus dem düsteren, wolkenverhangenen Herbsthimmel, der sich in unendlicher Weite über dem Pflügenden spannt, aus dem goldenen Sonnenstrahl, der sich um Haus und Flur webt, aus dem Sturm der entfesselten Elemente im Gewitter des Hochsommers, aus der Stille des Winters, die ihn zur Ruhe zwingt, aber auf sein Gemüt tiefe Wirkung hat. Es ist darum bei allen Schattenseiten etwas kernhaft Gesundes, etwas kraftvoll Originelles im Wesen des Bauern nicht zu verkennen. Er besitzt das, was man „das instinktiv Sichere des Daseins“ (Sombart) genannt hat.

Gewiß ist auch der Verkehr des Bauern mit der Natur etwas Alltägliches, Gewohnheitsmäßiges, während er

beim Städter die Ausnahme bildet und sich lediglich auf die Reize und Annehmlichkeiten der Natur bezieht. Gewohnheit stumpft ab. Aber die Entbehrung der Natur in der Großstadt läßt das Naturgefühl verkümmern. Zudem sind die durch Arbeit gewonnenen Eindrücke der Natur tiefer und nachhaltiger als die aus der bloßen ästhetischen Betrachtung gewonnenen. Sie werden mit Mühe und Schweiß erkaufte. Dadurch kommt zum Ästhetischen noch eine wertvolle ethische Komponente. „Das Getreidefeld, schön an sich, ist mit den Erinnerungen an Pflügen, Säen und Ernten, an die Hoffnungen und Befürchtungen verbunden, die die Gewinnung des täglichen Brotes umgeben“ (Ratzel). In der landwirtschaftlichen Arbeit — sie ist nicht nur eine Beschäftigung mit Schmutz und Mist — liegen geradezu Schönheitswerte. Rousseau singt darauf ein förmliches Loblied: „Der Anblick der ländlichen Arbeit ergötzt das Auge . . . sie ist der ursprüngliche Beruf des Menschen . . . Beim Anblick des Pflügens und Erntens bleibt die Einbildungskraft nicht kalt. Die natürliche Einfalt des Hirten- und Landlebens hat stets etwas ungemein Rührendes.“

Ist die moderne Naturbetrachtung einerseits technisch-rational, so ist sie andererseits, so paradox es klingen mag, *sentimental*. Der in der Großstadt Lebende, naturfremd wie er ist, weiß zu der Natur nicht mehr das rechte „natürliche“ Verhältnis zu finden. Etwas Ungesundes ist hineingekommen. Trotz fortschreitender Naturerkenntnis ist der Abstand von der Natur durch die Entwicklung der Kultur immer größer geworden. Zwar macht sich gerade auf hohen Stufen der Kultur oft ein leidenschaftliches Sehnen nach einer Rückkehr zur Natur geltend. Aber „unser Gefühl für die Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit“ (Schiller). Der Kulturmensch ist krank, weil er den Anschluß an die kraft- und lebenspendende Natur verloren hat. Er fühlt das und daher sein starkes, leidenschaftliches und oft fruchtloses Bemühen und Sehnen, den Weg zu ihr zurückzufinden. Das Schwinden der naiven Naturfreude findet seinen Gradmesser im Verstummen des Volksliedes. In diesem strömte sie aus, voll und stark, zart und innig.

Der Bauer besitzt zwar keine sonderlich tiefgründige Naturerkenntnis (Sir 38, 25). Er ist kein Naturwissenschaftler. Die chemischen Vorgänge in der Entwicklung des Pflanzenwuchses und die Biologie der Tierzucht sind ihm großenteils fremd, wenn er auch heute einen tieferen

Einblick besitzt, als ihm die von den Vätern ererbten Erfahrungen bieten könnten. Aber er steht mit der Natur in täglich-vertrautem Umgang. Er ist kein Naturphilosoph, aber ein natürlicher Mensch. Er ist Natur, 'wir fühlen die Natur (Schiller).

Der Kulturmensch ist der Natur entfremdet, sein Leben ist kein den natürlichen und unverdorbenen Instinkten entsprechendes, sondern ein rationales, ausgeklügeltes. Je mehr die Entfernung zwischen Mensch und Natur wächst und sich die daraus entspringenden Schäden für Leib und Seele fühlbar machen, desto mehr erwächst daraus die schmerzliche, wehmutsvolle Naturbetrachtung. Sie ist *pessimistisch* angekränkt, vom Trennungsschmerz erfüllt, *melancholisch*, elegisch, weil sie den Rückweg zur Natur nimmer zu finden glaubt, und darum klagt sie wie über ein verlorenes Paradies. Dabei mag das Naturgefühl ästhetisch mehr entwickelt sein und größeres Feingefühl für alle Naturstimmungen haben als frühere Zeiten. Man vergesse auch nicht, daß das Mikroskop das Auge geschärft und ihm eine Fülle früher unbekannter Wunder in der Natur erst erschlossen hat. Aber wie der moderne Mensch selbst der innerlichen Geschlossenheit ermangelt, so auch seine Naturbetrachtung. Eine Unsumme von Einzelerkenntnissen, aber es fehlt das einigende Band. In den letzten Fragen tritt ihm das müde, resignierte „Ignorabimus“ entgegen. Es hebt und steigert die Naturfreude nicht, wenn die Sicherheit der Weltanschauung fehlt, die der christliche Glaube bietet und auch dem von der modernen, stolzen Bildung unberührten Bauern auch gegenüber den Rätseln des Naturlebens gewährt.

Der Bauer verliert über sein Verhältnis zur Natur kein Wort. Er weiß nichts von Gefühlsseligkeit. Das zeigt er schon in seinem Verhalten zu seinen Tieren. Er ist als Tierhalter nicht sentimental, aber im Durchschnitt auch nicht grausam. Eine gewisse Gleichmütigkeit gegenüber der lebenden und unbelebten Natur tritt zutage. Gute Freunde, die täglich miteinander verkehren, machen sich keine schwärmerischen Liebeserklärungen. Das käme ihnen unverständlich, ja lächerlich vor, weil ihre Gefühle etwas Selbstverständliches sind und keiner lauten Beteuerung bedürfen. Einfach, ungeziert, aber gerade darum tief und freudevoll ist ihr Verkehr. Wie die Natur ihren geregelten Gang geht, „keine Sprünge macht“, so spiegelt sich dies im Wesen des Bauern wider. Im Ringen mit

der Natur lernt er das geduldige Warten und Ausharren auch unter schweren Schicksalsschlägen.

Der Bauer lebt in der Fülle landwirtschaftlicher Schönheit, er durchlebt wie keiner sonst den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, aber es ist, als berühre ihn das alles nicht. „Mit dem Gefühl für die Naturschönheit scheint es also beim Bauern nicht weit her zu sein, ja man verspottet ihn geradezu ob seiner Kälte gegenüber den Reizen einer schönen Gegend.“ Er habe keinen Sinn für die schöne Aussicht, verstehe nicht, was im Fernblick Besonderes zu sehen sei. Allerdings sieht der Bauer in der Natur zunächst das Nützliche und praktisch Wertvolle. „Aber das ist doch ganz natürlich und kommt mehr von der Not des Lebens als von der Unempfindlichkeit gegen die Schönheit der Natur“ (Weigert). Der Städter würde sich kaum anders verhalten, wenn er in der Lage des Bauern wäre. Auch er kennt das „Primum vivere“. Es mag sein, daß der Bauer für das Erhabene in der Natur, zu dem gerade der Fernblick gehört, kein besonderes Verständnis hat, wie lange Zeit nur das Liebliche und Idyllische Gefallen erweckte. Aber es ist überhaupt nicht seine Art, durch den gewohnten Anblick der Natur sonderlich erregt zu werden. Er sieht sie ja immer und ist sie gewöhnt wie das tägliche Brot. Darüber verliert er kein Wort. Er braucht auf sie ja nicht zu verzichten. Daher ist sein Naturgefühl ruhig, gleichmäßig wie sein ganzes Wesen, ohne emphatischen Ausbruch.

Mensch und Natur in gegenseitiger, vielfacher Einwirkung ist das Grundelement des bäuerlichen Lebens. Sein ganzes Leben steht in engster Wechselwirkung mit ihr. Schon darum ist der Bauer mehr auf die Natur angewiesen, weil er ihr seine Nahrung abringt; er muß fortwährend ihre Gesetze befolgen, auf ihre Winke achten, sie hegen und pflegen, mit seinem Schweiß befruchten, mit der Scholle eng verwachsen sein. Dafür empfängt er auch den Natursegen in reicher Fülle: Gesundheit, Frohsinn, Genügsamkeit und Zähigkeit, die ihn auch schlechte Zeiten durchhalten lassen.

Indem man dem Bauern das Naturgefühl abspricht, stempelt man ihn zu einem Ausbund derbster Roheit und niedrigster Gesinnung, der nichts Höheres kennt als das Wühlen in schmutziger Erde und dazwischen einen Rausch und sinnlichste Erotik.

Wir brauchen die Schattenseiten am Bauern keineswegs hell zu färben. Er hat wie jeder andere seine

schlechten Eigenschaften und bisweilen die Laster seiner Tugenden. Aber er gibt böß nicht für gut aus, er kennt seine Fehler und Mängel und macht sich sogar mit Humor darüber lustig, wie dies eine Unzahl von Sprüchen beweist.

Der Bauer ist sicher kein „Gemütsmensch“. Sentimentalität liegt ihm nicht. Aber er ist auch keine solche Karrikatur, als die ihn die Verfasser zahlreicher Bauernromane, Theaterstücke und bildliche Darstellungen schildern, kein Gebilde, das sich aus Gemeinheit, Roheit und Heimtücke zusammensetzt. Auch Ludwig Thoma übertreibt stark, besonders in seinem Roman „Andreas Vöst“. Er ist sicher ein scharfer, aber einseitiger Beobachter. Über dem scharfen, kritischen Beobachten einer schlimmen Seite übersieht er aber leicht eine gute. Die prächtigen Bücher, die uns der „Bauernpfarrer“ Josef Weigert geschenkt hat und die ein kraftvolles Bekenntnis des Priesters zu Heimat und Volk sind, zeigen uns im ganzen ein anderes Bild. Besonders ist der Bauer mit Leib und Seele in der Natur verwurzelt. Mit Recht hat man gesagt, daß, wenn wir uns aus alten Büchern und Bildern sein Wesen rekonstruieren, darin ein starkes Stück Naturliebe hervortrete, „das gewiß nie etwas von Ästhetentum an sich hatte, aber vielleicht doch ein Stück echten Schönheitsdurstes. Wie wäre sonst noch das Vorhandensein einer großen und starken Bauernkunst zu verstehen, die es fertig brachte, daß uns heute noch die alten Dorfanlagen mit ihren Gassen, Gehöften, Häusern und Geräten wie vollendete Kunstwerke erscheinen?“ (Paul Schultze, Gestaltung der Landschaft durch den Menschen, München 1916, I, 284.)

Der Bewohner des Gebirges hat vielleicht ein lebhafteres Naturgefühl als der Bauer des Flachlandes. Seine Lieder, Jauchzer und Jodler scheinen es zu beweisen. Nun braucht an sich das, was lebhafter in seinen Äußerungen ist, noch nicht von tieferem Gefühl zu zeugen. Aber man stellt überhaupt in Abrede, daß das Volkslied Ausdruck tieferen Naturgefühles ist. Das Volkslied des Gebirglers werde der Größe der Landschaft keineswegs gerecht, seine Schilderung sei kurz, umfasse nur das Wesentliche und sei meist nur, wie beim Schnaderhüpfel, der stimmungsvolle Hintergrund für den poetischen Gedanken. „Auch der Älpler steht hier noch ganz auf der kindlichen Stufe des Naturvolkes. Nicht das Ganze oder Große der Natur zieht ihn an, sondern nur Einzelheiten. Wenn er jauchzt und jodelt, so ist ihm un-

willkürlich und gedankenlos wohl. Er hat keinen Hang, über die Berge und die Landschaft nachzudenken“ (Weigert, 273). Diese Naturbetrachtung ist allerdings *keine reflektierende*, die alle Erscheinungen der Natur nur unter dem Gesichtspunkte menschlichen Empfindens auf faßt, wie es das Wesen des sentimental Naturgefühls ist, sondern sie ist noch völlig naiv, für welche die Natur ihrer selbst wegen in Betracht kommt. Es ist das ursprüngliche, dem Kulturmenschen infolge seiner Entfernung von der Natur abhanden gekommene Naturgefühl, wie es dem naturnahen Griechenvolke eigen war, bis es unter dem Einfluß der Verstädterung allmählich den Einschlag des Sentimentalen, Weltschmerzlichen bekam. Aber wenn gegen die Kraft des Naturgefühls des Bergbewohners gesagt wird, das Volkslied werde der Größe der Landschaft nicht gerecht, so darf man fragen, ob etwa die Kunstpoesie der Größe und Erhabenheit der Natur vollkommen gerecht zu werden vermag. Einfach, unkompliziert ist das aus dem Volkslied klingende Naturgefühl und daher grundverschieden von dem des Städters. „Wie lebte und jubelte es sich aus im Volkslied! Wie erfrischend, erfreuend wirkte es zurück auf das Volksleben!“ (v. Keppeler.) Aber es ist doch ein Widerspruch, wenn gesagt wird, daß die Naturschilderung des Volksliedes nur das Wesentliche umfasse, andererseits aber für das Ganze oder Große der Natur nichts übrig habe, sondern nur die Einzelheiten heraushebe. Man höre nie etwas vom Wechsel von Licht und Schatten, den Linien der Berge, dem Sonnenauf- oder -untergang, dem Zauber der Mondnacht, dem Sternenglanz. Aber ein altes, einfaches Lied singt: Frühmorgens, wenn die *Sonn' aufgeht*, der *Mondschein* hinterm Kogel steht, wenn die Lerchla singt und der Kuckuck schreit, ja, da is's auf der Alm a Freud! Das sind Einzelzüge, aber sie beleuchten scharf „das Große“, das in dem Übergang der Nacht zum Tag sich abspielt. Ein Kenner des Volksliedes urteilt: „Die Naturschilderungen des Volksliedes sind fast alle kurz, aber fein abgetönt, sie umfassen nur das Wesentliche. Der Naturmensch lebt und webt ja in der umgebenden Natur, er braucht sie deshalb nicht eingehend zu schildern und darf getrost bei seinen Hörern und Mitsängern voraussetzen, daß in ihrer Seele das mit wenigen, aber wuchtigen Strichen entworfene Naturbild lebendig er steht“ (O. Bökel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig 1906, S. 234). Wenn die Volksseele nach einem Worte Hansjakobs „von Gottes Gnaden“ ist, dann hat sie auch

eine Saite, auf der die Naturfreude voll erklingt, auch wenn sie nicht immer die Worte findet oder gar nicht danach sucht, um das innerlich Gefühlte auszudrücken. Sie fühlt das Unaussprechliche so gut wie der Gebildete, das der moderne Mensch beim Anblick großartiger Naturszenarien als „Religion“ empfinden will. Es beleuchtet treffend den inneren Vorgang, den das naive Volksgemüt erlebt, wenn der bäuerliche Begleiter Hansjakobs diesem nach einem Gewitter gesteht, er fühle sich zwar ergriffen, könne es aber nicht aussprechen. Er wisse nicht, solle er singen oder beten vor Freude. „Darum bin ich still.“ Aber wir werden daraus nicht den Schluß ziehen, daß der praktisch gerichtete Sinn des Bauern wenig angetan zu sein scheine für seelenvolles Erfassen der Natur. Sein Naturbetrachten sei naiv, grobsinnlich, mehr auf das Nützliche schauend (Weigert, 270). Aber liegt das Grobsinnliche und rein Nützliche im Sinne des Wortes „naiv“? Sein Verhältnis zur Natur ist gerade durch tiefe Ehrfurcht ausgezeichnet.

Das Naturgefühl des Stadtmenschen entläßt sich fast explosiv. Lang unterdrückt und zurückgehalten, macht es sich plötzlich in einem Augenblick stürmisch Luft. Der Bauer, der immer in der Natur steht, bleibt äußerlich ruhig. Er mag sein Gefühl nicht aussprechen. Es ist zurückhaltend, keusch, aber nur um so tiefer. Es strömt sozusagen nach innen, um wieder auf die Natur zurückzuströmen. Der Bauer hat das, was wir Beseelung der Natur nennen. Für ihn gewinnt alles in der Natur Leben und sinnvolle Beziehung zu allem Menschlichen. Er lernt zwischen sich und den Dingen und Vorgängen ein geistiges Band auffinden, das das ganze Leben von der Geburt bis zum Tode umschlingt. Für alle Vorgänge der Natur hat er eine eigene, mystische Deutung, die auf Menschenschicksal hinweist. Hier spricht nicht der kühle Verstand, sondern das sinnende, dichtende Gemüt des Volkes, das Natur und Mensch innig verflochten weiß. Es ist nicht berechtigt, dies alles für Aberglauben zu erklären. Man ist nur allzu rasch bereit, die einfacher denkende und gemütsreicher empfindende Seele des Bauernvolkes als den bevorzugtesten Tummelplatz des Aberglaubens zu halten. Mag sein, daß das Bauernhaus manchen Aberglauben beherbergt. Aber der Geist des neuzeitlichen Fortschrittes hat nicht bloß mit manchem Aberglauben aufgeräumt, sondern auch ein reiches Erbe von Volkspoesie, von Märchen und Sagen, die Mensch und Natur verketteten, zerstört. Ganz dem Rationalismus

verfallen wird die Seele des Bauern nie. Denn er lebt inmitten von lauter Geheimnissen und Wundern.

Hier reichen sich *Natur und Religion* die Hand. Beide gestalten Seele und Leben des Bauern. Alle Lebensformen, Sitten und Bräuche mit der Scholle verwachsener Menschen entstammen dieser geheimnisvollen Verbindung mit Boden und Religion. Diese breitet über die Arbeit an der Erde die Weihe des Ewigen und läßt Auge und Seele tiefer in die Wunder der Gotteswelt schauen. Wo sie zurücktritt, lockert sich das Verhältnis von Natur und Mensch. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Neuzeit auch am Bauernleben nicht spurlos vorübergegangen und manch kostbares Erbe aus alter Zeit zerstört hat. Der Kapitalismus hat auch das Dorf in seinen Bann geschlagen. Schon durch die Maschinen, Kunstdünger und sonstige agronomische Fortschritte, besonders aber durch den rechnerischen Geist wurde das Verhältnis von Mensch und Boden beeinflusst. Heute ist das Alte auf dem Lande größtenteils geschwunden. Die Natur hat wie die Familie ihre Anziehungskraft auch hier eingebüßt, die Langweile treibt ins Wirtshaus oder zu den zweifelhaften Vergnügungen der Stadt. Die früheren Bauernfeste zeigten bei mancher Ausgelassenheit und Unmäßigkeit doch eine *starke Freude an der Natur*. Diese hat auch auf dem Lande einen Rückschlag erfahren. Die Natur ist mehr zum bloßen Produktionsfaktor geworden, wie es die Maschine im industriellen Arbeitsprozeß ist.

Es hätte natürlich keinen Sinn, auf dem Lande Mensch und Natur wieder enger zu verknüpfen, wenn der eigentliche Sinn für Naturschönheit sich von selbst nur in der Gegensätzlichkeit zwischen Stadt und Land entwickeln, also das Großstadtleben mit seiner Häuserwüste die Naturfreude zeitigen würde; wenn es richtig wäre, daß die Stadt erst das Land und seine Schönheit werten lehre, wie es bekanntlich das Gebirgskind erst auf dem Flachland inne werde, wie sehr es die Berge liebt (Weigert). Daß der Städter erst inmitten seiner Häuserwüste die schmerzliche Sehnsucht nach der Natur empfindet und erkennt, was er verloren hat, wurde bereits gesagt. Aber Sehnsucht ist noch nicht Freude, sondern das schmerzliche Bewußtsein eines Mangels oder Verlustes. Es ist ein Irrtum, die Großstadt als die Urheimat der Naturfreude zu betrachten. Sie weckt zunächst nur die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Gibt es wirklich Naturfreude erst, seit es Großstädte gibt? Hatte das Mittelalter mit seinem großen Lyriker Walther von

der Vogelweide nicht eine tiefe Naturfreude? Wenn die Bauernseele keine, allerdings nicht sentimentale, sondern naive Naturfreude künnte, warum hatte sie in zahllosen Sprüchen und Liedern die Natur geliebt und verherrlicht? Es ist eine grundverschiedene Haltung von Stadt und Land zur Natur, wie Weigert selbst sagt: „Das Grunderlebnis des Bauern ist die Natur und die Familie; das Grunderlebnis des Städters ist die Masse und die Öffentlichkeit. Darum haben Stadt und Land eine verschieden geartete Lebenskultur.“ Es mag sein, daß der Bauer durch die in den Städten erwachte Sehnsucht nach der Natur erst wieder schätzen lernt, was er selbst in reicher Fülle hat und was er leichten Herzens mit dem Linsengericht hohlen städtischen Amusements zu vertauschen im Begriff war. Aber er kann nicht von dem Stadtvolk Naturfreude lernen, die gar nicht seiner Eigenart entsprechen würde. Er braucht es auch gar nicht. Denn wer hat die mit Naturfreude gesättigte Bauernkunst, den Stil des Bauernhauses und seine Zier geschaffen? Und hat nicht gerade die Großstadt und der ihr entströmende kapitalistische Geist der Schönheit des Landschaftsbildes starken Eintrag getan und das gesunde, natürliche Schönheitsempfinden des Landvolkes verhängnisvoll beeinflußt?

Um das Naturgefühl und damit die Liebe zur Scholle wieder auf dem Lande zu erwecken, dazu braucht der Bauer nur seine unter der Oberfläche neuzeitlicher Einflüsse verschüttete Eigenart wieder freizulegen, sich der Wurzeln seiner Kraft, Natur und Religion voll bewußt zu werden, um den Fremdkörper wieder aus seinem Blute auszuschcheiden. Religion und Kirche, zu voller Wirksamkeit gelangt, werden ihm immer wieder die Fülle des Segens und die reichen Freuden zum Bewußtsein bringen, mit denen ihm, dem Gott die Natur anvertraute, die Natur alle Arbeit an ihr lohnen wird, nicht mit sentimentalem Gefühl, sondern mit einem innigen Verwachsen; denn es ist ein wesentlicher Unterschied, in der Natur lediglich eine Quelle der Erholung und Freude zu erblicken, oder mit ihr als ebenbürtiger, oft strenger Arbeitsgenossin zu leben. Neuere Künstler, Matthäus Schiestl und noch packender der große Realist Egger-Lienz, haben die Bauern beim Gebet dargestellt. Da findet sich nichts Süßliches und Gemachtes, sondern diese rauhen, knorrigen Gestalten bleiben in der Andacht dieselben wie in der Arbeit. *Was ihnen die Natur an Kraft und Eigenart schenkte, das tastet die Religion nicht an, sondern schützt und erhält es.* Wenn der deutsche Bauer,

Gott sei Dank, ein eigensinniger, dem Neuen nicht allzu leicht zugänglicher Schlag ist, so ist dies dem Zusammenwirken von Natur und Religion zu danken. Hier liegt die Quelle unverwüstlicher Kraft. Das Beten des Bauern, klingt es auch dem Ohre des Städters nicht sonderlich schön, verdient nicht Spott, sondern Ehrfurcht. Rosegger sagt in seinem „Erdsegen“ (S. 84): „Wie Bauersleute beten, hast du das schon einmal gehört? Ernstlich betrachtet, ist ja nichts Komisches daran, aber so ein Stadtbengel ist das Ungezogenste, Frivolste und Intoleranteste der ganzen Schöpfung. Erst nach und nach, o Freund, habe ich das blutende Herz gesehen, wo sie unter gefalteten Händen und geschlossenen Augen beteten, diese bekümmerten Menschen.“

Priester oder Freund in der Frauenseelsorge?

Ein Briefwechsel.

Von Prof. Dr Ketter, Trier.

Die folgenden Briefe möchten ein wenig zur Klärung einer seelsorglichen Frage beitragen, deren Schwierigkeit und Wichtigkeit keinem Einsichtigen zweifelhaft ist. Zur rechten Beurteilung sei bemerkt, daß die Schreiben zwischen zwei bis zur Stunde persönlich völlig Unbekannten gewechselt worden sind. Der Anlaß ist aus dem ersten Briefe ersichtlich. Die Schreiberin ist eine seit langem im öffentlichen Leben wirkende Katholikin. Nicht aus Lust an „Problemen“, sondern aus dem ernststen Bemühen, in ihrem beruflichen Wirken die klare Linie zu sehen, hat sie die Frage aufgeworfen. Gerade deshalb glaubte ich, statt eine lehrhafte Abhandlung daraus zu machen, die lebendigere Form des Briefes bei der Veröffentlichung beibehalten zu sollen. Nur was die Discretion verletzt hätte, ist fortgelassen worden.

Sehr geehrter Herr Professor,

verzeihen Sie, wenn ich Ihre Zeit in Anspruch nehme. Ich bitte Sie um Ihre persönliche Ansicht über eine bestimmte Sache.

Vor einigen Tagen las ich Ihr Referat über „Priester und Frau“.¹⁾ Ich ließ mir die Broschüre von Düsseldorf

¹⁾ Das Referat „Priester und Frau“ wurde auf einem Lehrgang über zeitgemäße Frauenseelsorge für Priester der Diözese Trier gehalten und ist in der Zeitschrift „Frauenart und Frauenleben“, Düsseldorf 1933, Heft 1—3, erschienen (Anmerkung des Verfassers).